



Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Philipp

Stuttgart [u.a.], 1952

III. Die Wohnung.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-82472)

der Räume blieb in den üblichen Abmessungen. Aber an der Breite, an der Front mußte gespart werden; Raumbreiten von nur 2,20 m bei 5 m Tiefe und 3,50 m Höhe sind nichts Außergewöhnliches. Solche Abmessungen wirken störend, solche Räume ungemütlich; aber der vornehme Schein ist gewahrt. Die Wechselwirkung zwischen der Zeitauffassung der Menschen und ihren Wohnräumen drückt sich da mit großer Deutlichkeit aus. Das ausgehende 19. Jahrhundert, dessen Menschen so viel von innerem Gleichmaß verloren hatten, deren Menschen politisch, sozial, kulturell am Suchen sind, können auch in den Abmessungen ihrer täglichen Aufenthaltsräume kein festes, gesundes Maß finden. — Ein Fehler kann auch vorliegen, wenn die Räume im Verhältnis zum „Niveau“ der Menschen allgemein *zu groß* sind. Als zu Beginn der russischen Revolution von 1917 die Masse der Großstädter die Prunkräume der Petersburger und Moskauer Adelsquartiere bezieht, fühlen sie sich hier durchaus nicht glücklich. Nach wenigen Jahren zeigt die Verschandelung der Räume, daß zwischen ihnen und ihren Bewohnern eine unüberbrückbare Kluft liegt. Es fehlt einfach das Können, die Lebensart, solche Räume zu bewohnen. Der Mensch und der Maßstab seiner Räume müssen eben in einer inneren Übereinstimmung stehen.

Und wie steht es heute? In unserem sozialen Wohnungsbau, dessen Einheiten um 50 bis 65 qm Wohnfläche liegen, müssen die Einzelräume klein sein und dementsprechend die Höhen niedrig. Ob sich diese erzwungenen Kleinstmaße aber nicht auf die Lebensart und Lebensauffassung ihrer Bewohner auswirken, ist eine noch offene Frage. Man sagt vom Menschen, er komme aus einer kleinen Umgebung. Kann sich das neben familiären und gesellschaftlichen Verhältnissen nicht auch auf Wohnungsverhältnisse beziehen?

III. DIE WOHNUNG

Noch weit schärfer können solche Gegensätze in Erscheinung treten, wenn nicht der einzelne Raum, seine Maße und sein Maßstab, betrachtet wird, sondern die gesamte *Wohnung*. Am Anfang jeder Wohnungsentwicklung steht die Einraumwohnung. Sie entwickelt sich aus der Höhle, dem Zelt, der Hütte. Immer bildet die Einraumwohnung unter primitiven Verhältnissen die zunächst selbstverständliche Unterkunft. Welch ein Unterschied zwischen solcher Einraumwohnung, in der Mensch und Vieh unterkommen, in der alle Verrichtungen des täglichen Lebens erfolgen, und andererseits einer heutigen Sechszimmerwohnung mit allem „modernen Komfort“. Und doch: wo ist mehr Kultur, mehr Harmonie, mehr Zufriedenheit?

Auch an jenen frühen Einraumwohnungen haben Jahrtausende geformt; wir können sicher sein, daß ihre uns überlieferte Gestaltung schon eine Art vollendeter Entwicklung darstellt. Und wie verwachsen sind diese Menschen mit

ihrem Heim. Wie stimmt jedes Maß, jede Anordnung, jede Einteilung mit ihren Erfordernissen überein. Es ist erstaunlich, welche tausendfache Fülle von Abwandlungen dieses scheinbar unwandelbare Thema „Einraum“ durch Klima, Lage, Gewohnheit, Können erfährt. Jede leiseste Sonderart der Völker und Stämme findet ihren Ausdruck. Und doch sind die Grunderfordernisse und damit die Grundeigenschaften die gleichen.

Zunächst drückt sich schon *in der Lage der Unterkunft* die Eigenart des Klimas und des Volkes aus. Auch die Weltanschauung oder Religion eines Volkes findet hier ihren sichtbaren Ausdruck. Die Stämme an der Wiege unseres Wohnungswesens, am östlichen Mittelmeerrand, geben bis heute das wandernde, nomadenhafte Leben nicht ganz auf. Da gibt es noch Wüstenstämme, deren Zelte gestern hier, morgen dort stehen. Sie gleichen sich dem Wüstensand an, wandern mit ihm, verändern sich mit ihm. Nirgends anders als in diesen Sandwüsten kann später der Islam aufkommen und gedeihen. Der Islam ist geradezu die Verkündigung des irdisch Vergänglichen, des sich Treibenlassens von einer aus Zufall und höherer Macht gemischten Welt. Wo auch immer der Islam heute herrscht, ist dieses „laissez aller, laissez faire“, Grundzug des Lebens und damit auch Grundeigenschaft des Wohnwesens. – Weit sorgfältiger suchen schon die Bergstämme Kleinasiens die Lage ihrer Wohnungen aus, und vollends die griechischen Stämme und die späteren Mittelmeervölker. Die Völker der Antike sind erdenfroh und erdennahe. Selbst die Götter müssen ihnen bei ihrem Heim helfen; jedes Haus hat seinen Hausgott. So wanderfreudig die Griechen sind, ihr einmal gefundenes Heim ist ihnen etwas Festes, Unverrückbares. Man denke an die Heimatsehnsucht und die Heimschilderungen bei Homer! – Auf einer Anhöhe, möglichst gedeckt durch höhere Erhebungen, bauen jene Stämme ihre Wohnungen. Die Lage unmittelbar am Wasser gehört erst der späteren Zeit des Handelsverkehrs an; aber die Hochlage über dem Wasser ist früh beliebt.

In der Lage der Behausung drückt sich stets der Charakter des Menschen aus. Ist er angriffsfreudig, mutig, draufgängerisch, so steht seine Hütte frei, weit, offen. Muß oder will er sich ducken, nur verteidigen, sicher sein, dann steht seine Hütte geborgen, geschützt, zurückgezogen. Später geht diese Eigenart mehr und mehr verloren, da das Einzelanwesen immer seltener und die gemeinsame Siedlung das Überwiegende wird. Die Gemeinschaft sorgt dann für den Schutz. Aber die Lage einzeln stehender Häuser bleibt auch dann Wesenausdruck ihrer Bewohner. Anders steht es um eine mittelalterliche Trutzburg hoch auf dem Felsen, anders um ein Kloster im tiefen Waldtal. Und auch heute noch kann die Lage der Wohnung innerhalb der Siedlung von ihrem Besitzer zeugen: man kann sich mit der Stellung seines Hauses aufdrängen, und man kann sich still in die Gesamtgruppe einschalten. Es ist sicher ein Ausdruck persönlicher Eigenart, wenn ein Anwesen schon durch seine Lage aus der Umgebung herausfällt, anstatt sich dem Ganzen und den Nachbarn verständnisvoll und bescheiden ein-

zufügen. Das Selbstbescheiden oder das Auffallenwollen sind zwei recht bezeichnende Wesensmerkmale.

In den letzten Jahrzehnten entwickelt sich in Deutschland und in anderen Ländern ein mit der Bevölkerungsdichte zunehmender Kampf gegen das Streben des einzelnen, für sein Haus eine Lage außerhalb jeder Siedlung haben zu wollen, oft an Stellen, an denen eine Einpassung in die umgebende Natur nicht zu erreichen ist. Gerade die Anordnung des Hauses in der Umgebung, das Sich-einfügen in die Umwelt gibt Zeugnis von dem Wesen der Menschen, von der Art eines Volkes, von seiner Kultur. Man steht bewundernd vor der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit bis zum beginnenden 19. Jahrhundert, die so fein und geschickt ihre Bauten in die Umgebung einfügt. Man fragt sich, wie bei den Versen eines guten Dichters, ist das gewollt und mit überlegter Absicht gestaltet, oder kommt dies Treffen des Richtigen aus einer gesunden inneren Veranlagung. Für den schließlichen Erfolg ist das vielleicht ohne Belang. Wer aber tiefer schürfen möchte, wer die Wirkung aus den Ursachen des Zeitgeistes heraus erfassen möchte, für den ist es von Wert zu wissen, aus welchen Quellen das Können stammt. Die Beobachtung vieler älterer Beispiele und die Überlieferung einzelner Vorgänge machen es uns klar, daß sorgfältige Überlegung und mühsame Versuche Hand in Hand gehen mit einem eingewurzelten Empfinden für das jeweils Richtige. Wenn man bedenkt, daß vielfach keine ausgleichende Behörde mitwirkt, daß der Ersteller allein maßgebend ist für die Frage der Hausstellung, dann wird erst klar, welch tiefes Empfinden für das Richtige hier verwurzelt ist. Das Haus wächst auch in seiner Lage aus der Auffassung seines Erbauers und der Auffassung der Zeit heraus. Es wird nicht „entworfen“ oder erklügelt, sondern es bildet sich aus den Menschen und mit den Menschen.

In allen kulturell wirklich hochstehenden Zeiten ist nicht nur eine Rücksichtnahme auf die umgebende Natur, sondern auch auf den Nachbarn selbstverständlich. Wenn wir in einem italienischen Bergnest zu irgendeinem Hause hinausschauen, dann staunen wir, daß sie alle trotz der scheinbaren Überenge irgendwie frei stehen, daß man von allen einen Fernblick hat. Diese Rücksichtnahme wird noch heute z. B. in der Schweiz durch weitgehende baupolizeiliche Maßnahmen und genaueste Probegerüste sorgsam gepflegt. In Deutschland ist diese menschlich-nachbarliche Note aus dem Bauen gewichen; es dominiert das liebe „Ich“. Aus der leider großen Fülle nur ein Beispiel: an einer der schönsten Stellen des Ruhrtales entsteht auf der Höhe eine neue Siedlung. Wie eine Mauer riegeln die ersten Häuser am Berghang den gesamten Fernblick ab; schon die nächsten Häuser haben von der schönen Lage keinerlei Vorteil. Und doch wäre für die Gesamtsiedlung hier wie allgemein die Rücksichtnahme auf die Landschaft und auf den Nächsten so notwendig gewesen.

Aber leider fällt die stark wachsende Bautätigkeit in Deutschland wie in vielen anderen Ländern in die Zeit kultureller Haltlosigkeit; nicht ohne innere

Wechselwirkung. Was beim einzelnen Haus noch erträglich ist, wird in der Masse zum Unheil. Was schadet ein einzelnes Haus an der freien Landstraße? Aber dann kommt der nächste, es kommen viele. Und nun reihen sich in zahlreichen Gegenden diese Einzelhäuser in unliebsamer Folge fast von Ort zu Ort längs der Landstraßen. Diese Art „Bandbebauung“ ist bezeichnend für die geistlose Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Sie hat in vielen Ländern bereits zu ernsten Gegenvorschriften geführt. Aber die polizeiliche Vorschrift kann niemals ein Heilmittel sein. Eher schon kann die bittere Wirklichkeit den Mangel richtigen Empfindens korrigieren. Die außerordentlichen Störungen, denen diese Häuser an den Landstraßen durch den zunehmenden Kraftwagenverkehr unterworfen sind, zwingen zur Überlegung. Wie es vor Jahrtausenden zur richtigen Stellung des Hauses gehörte, sich gegen Wind und Wetter oder gegen Angriffe zu schützen, genau so gehört der Schutz gegen den Kraftwagenverkehr heute zu den Voraussetzungen einer richtigen Lage des Hauses. – Die Bedingungen mögen mit den Zeiten wechseln, das Verhältnis des Menschen zur Lage seines Hauses wird immer als Merkmal der persönlichen Einstellung und der zeitlichen Gegebenheiten zu werten sein.

Aber kehren wir zurück zur *Einraumwohnung*. Mehr noch als die Lage erweist die Anordnung der Wohnung selbst den Charakter des Menschen, die Eigenart des Stammes, das Können der Zeit. Betritt man eine alte Einraumwohnung, etwa in den Weidestrecken Südaladiens, soweit sie noch nicht durch die Urbarmachung der neuesten Zeit ergriffen sind, so ist man überrascht von der zweckmäßigen Einteilung des Raumes und von der praktischen Ausstattung. Man ist erstaunt, in zahlreichen der antiken und mittelalterlichen Einraumwohnungen das Gesetz strenger Symmetrie zu finden. Diese Räume sind nicht etwa ohne Kenntnis achsialer Gesetze nur instinktmäßig entstanden, vielmehr verfolgt man auch bei den einfachsten Ansprüchen ein bestimmtes Wollen und ein bestimmtes technisches Ziel. Aus tausend Verschiedenheiten bilden sich Typen, die wieder die Grundlage der Weiterentwicklung werden. In der Mitte des Raumes, später an der Rückwand, steht die Feuerstätte mit dem zumeist offenen, jedenfalls aber stets einfach-senkrechten Rauchabzug. Rechts – ist das ein Zufall? – ist das Vieh untergebracht; zumeist allerdings nur Kleinvieh, während die Unterbringung des Großviehs im gleichen Raum nur in ganz primitiven Verhältnissen erfolgt. Eine niedrige Brüstung trennt diesen Teil vom Gesamtraum. Links neben dem Herd finden wir das, was wir Küchenstelle nennen möchten. Daneben an der linken Seitenwand die Bettlager, und an der Vorderwand, also links neben der Tür, den Sitzraum, soweit schon – ein Zeichen weiterer Entwicklung – außer der Herdstelle noch ein besonderer Sitzraum angelegt ist. Diese Gesamtanordnung zeigt durch die Jahrhunderte eine starke Gleichmäßigkeit. Selten findet man einen Raum, in dem etwa die Herdstelle an einer Seitenwand angeordnet ist, was wegen des größeren Abstandes vom Vieh doch sicherlich zu erwägen gewesen

wäre. Ebenso findet man selten eine Einraumwohnung, in der der Sitzplatz an der Rückseite des Raumes liegt. Sobald überhaupt die Einräume sich über den Charakter mehr einstweiliger Höhlen oder Hütten erheben, sobald sie eine bewußte Entwicklung längerer Zeit durchmachen, pflegt, trotz der vielfachen Abwandlungen im einzelnen, die Klima, Gewohnheit und Ansprüche erfordern, das Endergebnis der Gesamteinteilung sehr ähnlich zu bleiben. Wenn weitere feste Einbauten erfolgen, so geschieht das zumeist auf der Grundlage dieser geschilderten Einteilung, z. B. in der Weise, daß an der linken Seitenwand oder an der Rückwand links feste Bettladen eingebaut werden.

In den letzten Jahrhunderten ist die Einraumwohnung zumeist der mehrräumigen Wohnung gewichen. Nur das furchtbare Erbe der Einzimmerwohnung in den Mietskasernen der Großstädte bleibt uns noch aus deren „Gründerzeiten“. Erst ganz neuerdings, etwa in Sommerhäusern und ähnlichen Anlagen, kommen wir wieder zu einer Organisation des Einraums mit eingebauten Betten, Kocheinrichtungen und dergleichen, allerdings ohne Unterbringung von Vieh. In diesen modernen Einräumen ist die Innenanordnung in keiner Weise stabil und gleichmäßig, wie das bei der erprobten Wohnentwicklung vergangener Zeiten der Fall war. Entsprechend dem Charakter unserer Zeit und unserer Menschen finden wir in den modernen Einräumen die ganze Mannigfaltigkeit vielfacher Verschiedenheiten. Fast jeder Mensch hat andere Ansprüche, andere Gewohnheiten, die in der baulichen Gestaltung und in der Einrichtung ihren Ausdruck finden. Das Wochenendhaus, Ferienhaus oder wie man es nennen mag, hat noch keinen Typ gefunden und braucht vielleicht auch im Gesamtzusammenhang nicht als ein Teil des Wohnwesens im engeren Sinne gewertet zu werden.

Schon sehr frühzeitig wird der Einraum der Wohnung geteilt, und zwar in der Weise, daß *Mensch und Vieh getrennt* werden. Die Frage, wie der Mensch sein Vieh behandelt und wie er räumlich dafür sorgt, die Entwicklung also der landwirtschaftlichen Bauten, soll hier nicht eingehend in den Kreis der Erörterungen einbezogen werden, weil dies nur bedingt zum Grundthema gehört. Es ist selbstverständlich, daß zu allen Zeiten, und zwar zu Beginn jedes Kulturabschnitts am stärksten, gerade in der baulichen Behandlung der Viehunterkunft ein besonderes Merkmal der Völker zu sehen ist. Ist doch das Vieh sein höchstes, oft einziges Gut; und in der Art, es zu schützen und zu hegen, drückt sich seine Eigenart am deutlichsten aus. Man kann bis heute in verschiedenen Teilen des Morgenlandes, selbst in Griechenland, Albanien, Süditalien beobachten, daß der Mensch das Vieh, vor allem das Kleinvieh, bei sich im größeren Gemeinschaftsraum beläßt. Er ist sich des Wertes seines Viehes bewußt und hat keine Bedenken, mit ihm den einzigen Raum zu teilen. Jedoch schon in der frühen Antike, besonders in den griechischen Niederlassungen, verschwindet die Einraumwohnung häufig, und als Ausdruck höherer Kultur kommt es zu einer Teilung des Raums zwischen Mensch und Vieh. Zunächst wird das

Großvieh verbannt und in Schuppen oder Berghöhlen untergebracht. Hierbei ist zu bedenken, daß mit Rücksicht auf das südliche Klima die Stallfrage nicht die Bedeutung hat wie im Norden. Erst allmählich, in sehr langer Frist entwickelt sich im Süden der Haustyp, in dem der Stall für das Vieh nach Art unserer nordischen Anlagen mit den Räumen der Menschen in einem Haus vereinigt wird. Vielfach geschieht das in engen Bergorten in der Art, daß der Keller für das Vieh dient. Anordnungen, die wir heute vielfach in kleinsten Verhältnissen treffen, daß etwa von einem gemeinsamen Vorräum aus einerseits der Wohnraum, andererseits der Stall zugänglich ist, gehörte in alten Zeiten zu den Ausnahmen.

Wo die Viehzucht der überwiegende Faktor der Lebenshaltung ist und die klimatischen Verhältnisse besondere Fürsorge erfordern, da übertrifft später häufig die bauliche Pflege der Stallbauten die der Wohnungen. Diese Beobachtung trifft zum Beispiel für die mittelalterliche Entwicklung der nördlichen Länder in starkem Maße zu. Erst in den Zeiten zunehmender Industrialisierung tritt für viele Anwesen die Viehhaltung – ebenso wie der Fruchtanbau – zurück. Viele Tausende entfernen sich damit von der Natur. Aber auch hier ist der Kreislauf der Dinge von größtem Interesse. Die Zahl der Stallungen in Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten ungewöhnlich vermehrt. Das ist nicht durch eine Vermehrung des Großbestandes an Vieh bedingt; vielmehr sind in Tausenden von Kleinstwohnungen Viehställe eingerichtet, sei es auch nur für die Haltung einer Ziege. Bei dem Zug vom Lande in die Stadt, der sich von etwa 1850 an entwickelt, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß man das Vieh als zum Land gehörig betrachtet und auf dem Lande läßt. Die Art der Wohnungserstellung in den Städten, überwiegend eine Vielzahl kleinstter Mietwohnungen im mehrgeschossigen Haus, läßt weder den Gedanken noch die Möglichkeit aufkommen, selbst für Ställe einfachster Art Vorsorge zu treffen. Erst allmählich, etwa seit der Jahrhundertwende, hat auch der Industriemensch zur Viehhaltung zurückgefunden, nicht nur aus wirtschaftlicher Überlegung, sondern zu einem gewissen Teil auch als Ausdruck jenes ewigen „retour à la nature“. Hinzu kommt, daß auch auf dem Lande die Errichtung bäuerlicher Kleinststellen in den letzten Jahren einen Umfang angenommen hat, der einiges von der Schuld wieder auslöschen soll, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinsichtlich der Vernachlässigung landwirtschaftlicher Verbundenheit begangen ist. Jetzt ist die Anordnung des Stalles in unmittelbarer Verbindung mit dem Wohnhaus wieder eine Tagesfrage geworden, die sie Jahrzehntelang nicht oder nur selten war.

In der Gesamtentwicklung seit der Frühzeit findet erst verhältnismäßig spät eine *Unterteilung des eigentlichen Wohnraumes* statt. Veranlassung hierzu gibt die fortschreitende Wirtschaftsentwicklung, die auch die Tätigkeit des Menschen mehr und mehr differenziert. Das bedingt eine *Trennung in Wohnraum und*

Arbeitsraum, oder genauer: in einen Raum des täglichen Seins und Wirkens und in einen Raum der vom Tageslauf getrennten, besonderen Arbeit. Ursprünglich ist der einzelne Haushalt Herstellerin für alle Bedürfnisse des Lebens. Diese Herstellung ist der eigentliche Inhalt des Lebens, des täglichen Schaffens und Werkens. Man produziert, was man braucht. Lebensarbeit und Wohnen fließen reibungslos ineinander. Keine der täglichen Arbeitsverrichtungen ist vom täglichen Leben getrennt. So liegt auch kein Anlaß vor, zwischen Wohnen und Werken eine Raumtrennung eintreten zu lassen. Aber allmählich ergibt sich hierin ein Wandel. Soweit die Voraussetzungen für eine Teilproduktion besonders günstig sind, produziert man über den häuslichen Bedarf hinaus, zum Tausch, später zum Verkauf. Die über den Eigenbedarf hinausgehende Produktion dieses einen Erzeugnisses schaltet sich nun nicht mehr ohne weiteres in den häuslichen Tageslauf ein; sie überschneidet die laufende Tagesarbeit, stört sie wohl auch. Da wandert diese Sonderproduktion in einen angebauten Schuppen, gleichgültig, ob es sich um eine Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse oder um eine handwerksmäßige „Überproduktion“ handelt. Es entsteht der zweite Raum im Hause. Der wird allmählich selbständiger und verbindet sich organisch mit dem Hauptraum. Diesen zweiräumigen Haustyp können wir zu allen Zeiten und in allen Zonen feststellen. In ihm zeigt sich der Urtyp der Wohnung mit Werkstatt. Zuerst mag das Töpfergewerbe aus dem Produktionsbereich nur für den eigenen Bedarf ausgeschieden sein, später das Schmiedegewerbe. Es folgen, wenn auch wohl viel später, die Gewerbe des Schreiners, des Schusters, des Webers und so weiter; manche dieser heute selbständigen Tätigkeiten bleiben aber durch das ganze Altertum, bisweilen auch im Mittelalter, in einfachen Verhältnissen bis heute mit dem einzelnen Hauswesen verbunden.

Die Teilung in Arbeits- und Wohnraum entwickelt sich in den verschiedenen Zonen und je nach den Bedürfnissen in mannigfaltigster Form. Je mehr die Ausübung des Gewerbes zur Hauptsache wird und die landwirtschaftliche Tätigung zurücktritt, um so betonter wird der Werkraum. In vielen Fällen kommt es zu einer allmählichen Umdrehung: der Werkraum wird der größere und betontere Raum im Hause, der Wohnraum der kleinere. Noch heute finden wir zum Beispiel in den ländlichen Gegenden des Bergischen Landes oder des Sächsischen Erzgebirges die zerstreuten Weberhäuschen, in denen der Hauptteil von dem Raum für den großen Webestuhl eingenommen wird. Art und Größe dieses Werkraums ist durch die Aufstellung des verhältnismäßig großen Webegeräts und durch den erforderlichen Platz vor dem Gerät bestimmt. Die Aufstellung des großen Webstuhls wäre im gemeinsamen Wohnraum kaum möglich.

Für die Teilung sind zunächst immer Gründe maßgebend, die sich aus der Art und dem Gerät des Gewerbes ergaben. Handarbeit ohne größere Geräte

bleibt unter einfachen Voraussetzungen oft bis heute im gemeinsamen Einraum. Man findet in der erwähnten Erzgebirgsgegend nicht selten Häuschen mit einem Hauptaum, der zum Wohnen, Schlafen und zur gewerblichen Arbeit dient. Da sitzt die ganze Familie, schnitzt und bemalt Spielsachen, formt Christbaumschmuck, klöppelt Spitzen. Das gleiche gilt für die Zigarrenmacher auf dem Eichsfeld oder seltener im östlichen Westfalen. Daß die gesundheitlichen Zustände bei einem solchen Gemeinschaftsraum für alle Bedürfnisse nicht sehr erfreulich sind, bedarf kaum der Erwähnung. Und doch muß man die Frage aufwerfen: solch Gemeinschaftsraum für alle und alles war doch jahrtausende lang der selbstverständliche Zustand, ohne daß früher darin ein Grund für besonders schlechte Gesundheitszustände gelegen hätte. Schneidet man diese Frage an, so muß man, um klar zu sehen, tiefer in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit schürfen. Zunächst sei festgestellt, daß die Säuglingssterblichkeit allerdings in früheren Zeiten erheblich größer war als heute. Aber im ganzen war der Gesundheitszustand nicht schlecht, und die Gesamtlebensdauer der Menschen im Mittel höher als heute. Was wir so stolz Zivilisation nennen, bringt viel Gutes, bringt aber auch viel Schlechtes. Man braucht gar nicht so sehr an die offensichtlich übeln Begleiterscheinungen, wie den degenerierenden Alkohol oder unerfreuliche Ansteckungskrankheiten zu denken. Die Zivilisation schafft eine Verfeinerung der Lebenshaltung, die die Menschen allgemein weniger widerstandsfähig macht. Die Hast der Lebensführung verbraucht die Nerven schneller; die ungleiche Nahrung gewährt nicht den stabilen Körperbau von einst. So muß auf anderen Gebieten, vor allem dem des Wohnens und der Hygiene, gebessert und wettgemacht werden, was in der sonstigen Lebensweise gefehlt wird.

Aus eben diesen Gründen ergibt sich allmählich die Notwendigkeit einer weiteren Trennung der Räume, und zwar die *Trennung der Wohn- und Schlafräume*. Was wir heute fast als eine Selbstverständlichkeit empfinden, erschien bei einfachen Völkern und bei schlichter Kulturlage unvorstellbar; und erscheint es auch heute noch. Sind denn Wohnen und Schlafen so getrennte Funktionen des Lebens, daß man dafür getrennte Räume braucht? – In dieser Trennung zeigt sich oder soll sich bei jedem Volke der Grad kultureller Entwicklung zeigen. Aber umgekehrt kann man beobachten, daß die Trennung des Raumzwecks leicht zu einem Zerrbild wird, wenn die kulturelle Stufe für solche Wohnungs-kultur im Grunde nicht vorhanden ist. Denn anders kann man die heute vielfach anzutreffenden Verhältnisse kaum deuten, bei denen der Wohnraum als „kalte Pracht“ unbenutzt daliegt, während ein viel kleinerer Raum, etwa die Küche, zum Kochen, Wohnen und bisweilen auch zum Schlafen zugleich benutzt wird. Damit ist das, was Ausdruck kultureller Entwicklung sein sollte, zu kulturwidriger Anordnung geworden. Derartige „gute Stuben“, über deren Einrichtung noch zu sprechen sein wird, ungeheizt, ungelüftet, unbewohnt, sind eine

Kulturlosigkeit schlimmer Art. Daher neigt man heute dazu, eine geräumige Wohnküche, oder besser eine große Wohnstube mit Kochnische, anzulegen, die ihrer Größe und Anordnung nach wirklich für alle täglichen Anforderungen genügt.

Eine weitere Zwecktrennung der Wohnung ist die *Teilung in mehrere Wohnräume und in mehrere Schlafräume*. Herrenzimmer, Damenzimmer, Eßzimmer, Kinderzimmer: das ist die Endstufe vom Einraum her. Diese Unterteilung ist ein Spiegelbild der komplizierten Gesamtentwicklung unserer Zeit. Hausherr, Hausfrau, Kinder haben eine so verschiedene Lebensweise, daß die verschiedenen Räume „gebraucht“ werden. Kompliziert wie unser Leben sind auch unsere Wohnverhältnisse geworden. Interessant, wie aber auch hierin die Kulturauffassung eines Volkes zu Änderungen und Rückbildungen Veranlassung gibt. Man denke zum Beispiel an die heutigen sowjetischen Zustände. Die Bedeutung der Familie hat verloren; die Volksgemeinschaft in weiterem Rahmen wird immer mehr betont. Gemeinschaftsräume verschiedener Art entstehen, von denen wir noch vor einigen Jahren nichts wußten. Und das Ziel geht weiter: die Gemeinschaft ist das Wesentliche, die Familie nur Mittel zum Zweck. Da verliert die Wohnung an Bedeutung: die Kinder werden gemeinsam gehütet; das Kochen erfolgt gemeinsam; die Erholungsstunden verbringt man gemeinsam. Der jahrhundertelange Weg einer immer gesteigerten Vergrößerung und Verästelung der Wohnung geht mit einemmal nicht mehr weiter. Wenn man die heutigen russischen Wohnungshersteller fragt, so werden sie darin nicht etwa einen Rückschritt erkennen wollen. Sie weisen darauf hin, daß auch früher eine allmähliche Zusammenfassung der zerstreuten Anwesen zu Siedlungen stattgefunden habe, ebenso die Vereinigung ursprünglicher Einzelbedürfnisse zu Gemeinschaftsanlagen. Sie sehen in dem Zusammenlegen mancher Bedürfnisse der einzelnen Wohnungen auch jetzt nur eine erstrebenswerte Weiterentwicklung. So eng also ist das Siedlungswesen mit der allgemeinen kulturellen und weltanschaulichen Auffassung eines Volkes und einer Zeit verquickt. Auch die Trennung der Schlafräume für Kinder verschiedenen Geschlechts ist eine Frage sittlich-kultureller Auffassung. Die Notwendigkeit einer solchen Trennung ist eigentlich erst in der jüngsten Zeit stark betont. Ob sich hierin wirklich eine kulturelle Höhe ausprägt, wie man es hinstellt, bedarf der Erwägung. Man kann auch annehmen, daß diese Forderung nicht als Zeichen besonderer sittlicher Stärke anzusehen ist, da eine solche Anordnung in früheren Zeiten nicht als Gegenstand sittlicher Notwendigkeit erachtet wird. Wenn wir heute in den Vorschriften für die staatliche Unterstützung von Kleinstwohnungen lesen, daß außer dem Elternschlafraum mindestens je ein Schlafraum für heranwachsende Kinder beiderlei Geschlechts vorhanden sein muß, so empfinden wir das als eine sittlich wohltuende Vorschrift, wenn nicht als eine Selbstverständlichkeit. Wir denken kaum darüber nach, daß diese Vorschrift einen Schritt nicht nur über

das früher Übliche, sondern zumeist auch über das früher Notwendige hinaus bedeutet. Wir werden uns kaum innerlich über die Gründe klar, die zu einer solchen Forderung führen. Sind etwa all die Jahrtausende, in denen das Zusammenwohnen der Menschen jeder Altersstufe und beider Geschlechter in einem Raum selbstverständlich war, sittlich schlechter und völkisch tieferstehender gewesen? Sicherlich nicht; bisweilen sogar sittlich weit höher.

Es müssen also neue Notwendigkeiten für die heutigen Raumforderungen vorliegen. Das Verhalten der Geschlechter zueinander ist zu jenen Zeiten natürlicher. Die Tagesarbeit mit der Erde und mit der Herde führt das Wesen der Zeugung, auch der Zeugungstreife so alltäglich, so natürlich vor, daß eine sittliche Gefährdung nicht aufkommt. Erst später hört für viele dieser Zusammenhang mit der Natur, dieser alltägliche Umgang mit dem Werden und Entstehen auf. Erst als fern der Natur die Hausarbeit, Fabrikarbeit, Gelehrtenarbeit die Alleinbeschäftigung vieler Menschen wird, als das Werden etwas Geheimnisvolles, das andere Geschlecht etwas Unbekanntes wird, erst da wird die Trennung der Geschlechter zu einer sittlichen Notwendigkeit. Aber auch in dieser Frage gibt es Wellen der Auffassung und Verschiedenheiten bei gleichen Voraussetzungen. Wer hätte zum Beispiel in Deutschland noch vor 50 Jahren das Zusammenbaden der Geschlechter, das gemeinsame Tummeln am Strand für erwägenswert gehalten! Und heute ist all das eine Selbstverständlichkeit. Je natürlicher wir in unseren Familien die Kinder heranwachsen lassen, um so mehr sittlichen Halt geben wir ihnen. Damit schwinden auch manche Sorgen im Wohnungswesen, die uns heute viel Kopfzerbrechen verursachen. Weit tiefer, als man leichthin annimmt, ist die Entwicklung unserer Unterkunft mit den Fragen unserer sittlichen Grundeinstellung und unserer sittlichen Erziehung verbunden.

Bei der zunehmenden Zahl von Räumen einer Wohnung ergibt sich von selbst das Problem der Anordnung dieser Räume zu einer *Raumgruppe*. In der Gruppierung der Räume spiegelt sich die Mannigfaltigkeit der Anforderungen und Wünsche, aber auch die Mannigfaltigkeit völkischer, klimatischer, kultureller Eigenart. Da ist zunächst die Frage: ist die Wohnungsanordnung nach innen oder nach außen gekehrt? – Zu allen Zeiten sind Wohnungen, die auf Verteidigung eingestellt sind, nach innen gekehrt. Das liegt in der Natur der Sache und ist keine besondere Eigenart eines Volkes oder einer Zeit. Aber wie sieht es ohne diesen äußeren Zwang aus?

Der römische Bürger ist ein Mann der Straße. Auf dem Forum wird gehandelt und verhandelt. Auf dem Forum spielt sich alles Wesentliche seines Lebens ab. Privatgeschäfte und öffentliche Geschäfte, Politik und Erholung: für alles ist das Forum der Rahmen. Andererseits ist das Haus des römischen Bürgers so weltabgeschlossen wie nur denkbar. Geht man durch die Straßen von Pompeji, so ist man erstaunt über diese völlige Trennung von Straße und

Privathaus. Eine Mauer, meist nur mit einer schmalen Tür, schließt das Haus gegen die Straße ab. Kein Fenster, kein Balkon, keine Galerie oder dergleichen verbindet das Haus mit der Straße. Auch seitlich und rückwärts ist das Haus von fensterlosen Mauern begrenzt. Völlig abgeschlossen nach außen ist dieses Haus des römischen Bürgers. – Aber welcher Gegensatz im Innern; welche Fülle von Öffnungen, von Licht; wie fließt alles ineinander. Das ganze Wesen des Südländers öffnet sich hier. Der lichtdurchflutete Innenhof ist das Kernstück des Hauses. Wie wirkt der strahlend blaue Himmel im Gegensatz zu den dunklen Arkaden. Wie wirkt der Kühle spendende Brunnen im Gegensatz zu der glühenden Hitze. Wie wirkt die vielfache Durchbrechung rings im Gegensatz zu der starren Abgeschlossenheit der Außenmauern. Und die einzelnen Räume: nur ein leichter Vorhang trennt sie von dem gemeinsamen Atrium oder dem Peristyl; es ist eigentlich keine Trennung, vielmehr eine Verbindung. Und rückwärts der Speiseraum öffnet sich mit arkadenartigen Bögen zu eben diesem Innenhof. Soweit ein Obergeschoß vorhanden ist, öffnet auch dieses sich zum Innenhof; vielfach sind es nur flache Schlafterrasse, die man im heißen Süden notwendig braucht. Der Römer, stolz, pathetisch im äußeren Auftreten, ist daheim nur ein Glied der Familie, ist wirklich „zu Hause“. Man kann gewiß nicht auf den Gedanken kommen, dem Römer den Gemeinschaftsgeist abzusprechen. Im Gegenteil; sein ganzes Wesen ist auf gemeinsames Denken und gemeinsames Handeln abgestellt. Aber in den guten Zeiten des Römertums ist auch hierin noch nichts Übertriebenes. Man ist durchaus Familievater, Privatmann, Mensch; und man verleiht all dem Ausdruck in der Form seines Hauses. Die Form dieses Hauses ist der schlechthin vollendete Ausdruck des einzelnen Römers. Der Rahmen für das öffentliche Leben ist das Forum mit seinen großen Flächen, seinen offenen Bogengängen, seinen stattlichen Monumentalbauten. Aus diesen Bauten, dem Rathaus, der Gerichtshalle, der Börse dringt der Ruf des öffentlichen Lebens hinaus auf die weite Fläche des Forums; aus den verschiedenen Räumen des Hauses dringt der Ruf des Familienlebens hinaus auf die begrenzte Fläche des Peristyls. Das Forum ist Lebensraum der Öffentlichkeit; das Haus ist Lebensraum der Familie. Der Maßstab ist verschieden; die Grundform ist letzten Endes die gleiche. Beide, der öffentliche und der private Raum, sind in ihrer Geschlossenheit und gelagerten Gesamtform Spiegelbild der römischen Persönlichkeit.

Wohnräume um einen Hof sind auch bei anderen Völkern und unter anderen Himmeln der Rahmen für das häusliche Leben. Aber wie verschieden ist dieser Rahmen. Im mittelalterlichen mehrgeschossigen Wohnhaus gruppiert sich alles um den Innenhof. Dieser Hof ist schmal, oft sehr schmal; das Haus umgibt allseitig den Hof in mehreren Geschossen. Galerien an der Rückfront und an den Seitenfronten vermitteln an Stelle von Fluren zwischen den Räumen. Alles ist eng, zusammengedrängt, hoch; aber zumeist von großer Harmonie und fein-

ster malerischer Wirkung. Im Vorderhaus sind die Wohnräume, rückwärts die Werkstätten oder Läger. Hinter dem Haus liegt der Gemüse- und Ziergarten. Das Ganze ist eine Welt für sich. Betritt man eines dieser typischen mittelalterlichen Häuser, soweit der Krieg sie verschont hat, etwa in Dinkelsbühl oder in Rothenburg, so ist man von der feingeschlossenen Wirkung überrascht. Praktisch im Grundriß und in allen Einzelheiten, künstlerisch in der Durchbildung, zeigen diese Häuser in immer neuer Abwandlung den Lebensstil und die Arbeitsweise des Mittelalters. Auch im Mittelalter gehört ein gut Teil des Lebens der Öffentlichkeit. Man denke an den Dienst in der Bürgerwehr, an die Tätigkeit in den Zünften, an die Aufgaben im Rat. Wenn dies Gemeinschaftswirken sich auch zumeist nicht in so breiter Öffentlichkeit abspielt wie im Süden, so steht doch wie im römischen Leben das Wohnhaus des einzelnen im bewußten Gegensatz hierzu. Und doch, Welch eine Welt zwischen diesen beiden Hausformen. Beide lassen uns so deutlich die Menschen einer bestimmten Zone und die Kultur einer bestimmten Zeit erkennen. Man sieht bei den römischen Wohnbauten den südlich ungezwungenen, aber in der Außenhaltung vornehmen „civis Romanus“ vor sich. Und man glaubt in den nordisch-mittelalterlichen Bauten den etwas derben, aber stolz selbstbewußten Zunftmenschen jener Zeit zu sehen. Dieses Wohnhaus des Mittelalters ist in ausgeprägter Form Repräsentant des Familienlebens und des Handwerks. Die Wohnräume, vornehm und reich; die gewerblichen Räume mit den Wohnräumen in naher Beziehung, und doch durch gesonderte Zugänge (oft von der anderen Straße) abgetrennt. Es ist nach jahrhundertelanger Entwicklung die letzte Stufe der Einheit von Wohnung und Werkraum. Mit dem ausgehenden Mittelalter beginnt die Trennung von Wohnung und Werkstatt; es beginnt die Fabrik. Das bedeutet aber auch für die Anordnung der Wohnräume eine völlige Neuorientierung.

Nun wohnt man irgendwo; aber man arbeitet dort nicht. Die Anordnung der Wohnräume wird freier, unabhängiger. Eine Reihe von Zimmern, vorn zur Straße offen, rückwärts zum Garten offen. Man spart nicht mit dem Raum, auch nicht mit Fluren, Terrassen, Treppenhallen und dergleichen. Es entwickeln sich die Raumanordnungen der Barockzeit: lange Flure, gemächliche Treppen, Zimmer breit neben Zimmer, eine Loggia zur Straße, eine Veranda zum Garten. Das alles spiegelt die neue Zeit und ihre Menschen wider. Solche Weite wäre im Altertum undenkbar gewesen, undenkbar auch im Mittelalter. Die „Flucht“ der Räume, selbst in bescheidenen Verhältnissen, ist nur aus jener Zeitstimmung des 18. Jahrhunderts heraus zu verstehen. Man muß sich die Leichtigkeit jener Lebensauffassung vergegenwärtigen, wenn man die Gelöstheit der Raumordnung innerlich erfassen will. Räume, eng geschart um einen Hof, wären jener Zeit unverständlich gewesen. Man will sehen, man will gesehen sein. Die Räume müssen ineinanderfließen, müssen sich in Flügeltüren öffnen, müssen Fenster bis zum Fußboden haben.

Diese Gestaltung der Räume erscheint im großen Schloßbau jener Zeit ebenso wie im einfachen Wohnhaus. Darin liegt das Typische einer Übereinstimmung zwischen den Menschen einer Zeit und der baulichen Gestaltung, daß es sich nicht um einzelne Beispiele handelt, sondern um das immer wiederkehrende Merkmal in größten und kleinsten Bauten. Rein äußerlich erscheint uns die Raumanordnung der Stadthäuser jener Tage als eine Nachahmung großer Schloßbauten. Und doch handelt es sich keineswegs um ein Nachahmen, sondern in beiden Fällen ist die Anordnung der bewußt geformte Ausdruck des zeiteigenen Lebensgefühls. Aus ihm heraus entstehen große Schloßbauten, kleine öffentliche Anlagen, Privatbauten immer in derselben Grundnote. Klein-Trianon, Nymphenburg, Solitude sind nicht etwa verkleinerte Nachbildungen der großen Schloßbauten; man will auch im kleinen Kreise, für die Spanne eines Nachmittags dieselben Möglichkeiten räumlicher Entfaltung haben wie in den großen Bauten. Und doch – eigenartiger Gegensatz – spielt man neben dem prunkvollen Auftreten in diesen Repräsentationsbauten auch ganz Harmlosigkeit, ganz Natur. Man verbringt die Tage in mehr oder minder echten Landhäusern, Meiereien, Stallbauten. Man spielt mit dem Leben Leben. Keine Zeit hat für ihren Lebensstil so viele und vielartige Bauten gebraucht als das 18. Jahrhundert.

Als aus dem Spielen mit dem Natürlichen schließlich eine ernste Rückkehr zur Einfachheit wird, eine Rückkehr zum Bürgerlichen, da wird auch die Gestaltung der Wohnungen einfacher und bescheidener. Man rückt in Raumzahl und Raumgröße zusammen. Aber an der axialen Gruppierung der Räume hält man fest. Es entstehen jene Wohnbauten „um 1800“, die als letztes Glied einer langen Kette die wirkliche Wiedergabe eines bestimmten Lebensstils darstellen. Schlicht wie die Lebensauffassung dieser Menschen sind ihre Bauten; es herrscht tiefste Übereinstimmung zwischen den Bewohnern und ihren Räumen. Wohl sind die Bauten noch offen und frei, aber vor allem sind sie „gemessen“ in Maßen und Formen. Es ist nicht mehr ein gewolltes Herausstellen, wie es das Barock liebt. Es ist viel mehr ein vorsichtiges Sicheinfügen, ein um keinen Preis *mehr* Scheinenwollen als der andere. Das erinnert an die Auffassung der Wohnbauten in der Antike, von der jetzt manche Einzelformen übernommen werden. Aber im Gegensatz zum antiken Menschen meidet der Mensch des beginnenden 19. Jahrhunderts die Öffentlichkeit. Man will nur *sich* leben, der inneren, geistigen Durchbildung. Es ist die Zeit der Geschlossenheit, der Behaglichkeit; oder wie es im goethischen Deutsch so trefflich heißt, die Räume sind „behäglich“. Aber man darf nicht glauben, daß die Bewohner dieser Behaglichkeit weichliche Menschen gewesen seien. Diese Epoche beginnt mit den Freiheitskriegen und endet mit der Revolution von 1848. Man zieht auch hinaus, um Griechenland bei seinem Freiheitskampf zu helfen. Jene Zeit sucht bei bescheideneren Formen in klassisch antiker Größe nach einer wahren Harmonie

des Lebens, nach dem altgriechischen „schön und gut“ sein, in dem auch das Tapfere einbegriffen ist.

Wenn wir heute etwa die Bauten an der Alleestraße in Detmold oder die wenigen erhaltenen Bauten an der Palmaille in Altona oder wo es auch sei, die Bauten jener Epoche „um 1800“ betreten, so umfängt uns sofort die Eigenart einer ganz bestimmten Zeit. Wohltuend wirkt die axiale Anordnung des Grundrisses: in der Mitte die geräumige Flurhalle, an deren Rückseite die Treppe zum Obergeschoß breit emporsteigt; rechts und links völlig symmetrisch ein oder zwei Räume; selten irgendein Anbau oder Ausbau. Breit die Türen, auf Achse gestellt; auf Achse auch die Fenster, klar zum Raum. Das alles ist der Ausdruck innerer Ruhe und weitgehender Abgeklärtheit; sicherlich auch der Ausdruck gut bürgerlicher Gleichförmigkeit und Selbstzufriedenheit.

Aber eines ist sicher: diese Raumanordnung, die sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin immer mehr vereinfacht und immer bescheidener wird, ist noch der Ausdruck ihrer Zeit. Der Grundzug ist in Ost und West, in Nord und Süd der gleiche. Es ist der letzte allgemeine Typ, der letzte Stil, den die Entwicklung bis heute kennt. Ob wir nun von dem Stil „um 1800“ sprechen, von „Biedermeier“, von „Zopf“ oder dergleichen, es sind alles nur verschiedene Bezeichnungen einer Lebensgestaltung, eines Formungswillens, einer von gleichen Voraussetzungen ausgehenden und daher zu gleichen Ergebnissen gelangenden Kunst. So schlicht und gleichartig diese Wohnhäuser allmählich werden, fast Schablone, so sind sie für die Beurteilung des Zusammenhangs zwischen den Menschen und ihren baulichen Ausdrucksformen von ganz besonderer Bedeutung, eben weil aus dem menschlich Übereinstimmenden sich hier zum letzten Mal ein Stil ausprägt.

Man hat gesagt, mit der Einführung der mehrgeschossigen Wohnbauten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sei das Typische, der Stil aus den Wohnbauten verschwunden. Das ist zeitlich richtig, ursächlich falsch. Es gab vorher Zeiten mit mehrgeschossigen, sogar vielgeschossigen Wohnbauten, die sich vorzüglich in den Charakter ihrer Epoche einfügten. Es sei etwa an die Bauten auf dem Frauenplan in Dresden oder in manchen Straßen Wiens erinnert, die im Äußeren wie im Innern durchaus aus dem Geist ihrer Zeit entstanden sind. Auch hier zeigen die einzelnen Geschosse jene große gelagerte Diele, und zur Straße jene behäbige Flucht großer, breiter Zimmer. Es sei an die Wohnbauten in der Berliner Friedrichstadt erinnert, die bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viele vorzügliche Beispiele mehrgeschossiger Wohnbaukunst zeigen. Hier bildet sich die Geschoßwohnung in sehr klarer Form aus, nicht mehr als Erbe des bisherigen Einfamilienhauses, sondern als selbständiger Typ, aus dem Wesen und den Erfordernissen der Zeit heraus. Diese Mehrfamilienhäuser atmen durchaus etwas von der zeiteigenen Schlichtheit und Behäbigkeit, wenngleich sie eben Steigerungen ins Großstädtische sind.

Nein, die Unruhe und Zerrissenheit in der Wohnungsgestaltung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist weit tiefer zu suchen als etwa in der Mehrgeschossigkeit der Bauten. Sie hängt zusammen mit der grundlegenden Änderung der Bevölkerungsgruppierung und der Lebensführung um jene Zeit. Bis-her ist die Wohnung überwiegend Eigentum gewesen. Gewiß, es gibt zu allen Zeiten, und vollends im 18. Jahrhundert Mietwohnungen; aber sie befinden sich zumeist in Häusern, die der Besitzer zum Teil selbst bewohnt; oder es sind Einfamilienhäuser, die der Besitzer aus irgendeinem Grund nicht mehr selbst bewohnen kann. Ein gewerbsmäßiges Vermieterwesen gibt es im allgemeinen nicht. Jetzt wird das durch den schnellen und starken Zustrom zur Großstadt erforderlich. Es kommt dasselbe, was schon einmal im antiken Rom der Kaiserzeit eingetreten ist. Die Wohnung ist nicht mehr Heimat; sie wird Mietobjekt, sie wird Ware. Es kommt der Grundsatz: an Ware muß verdient werden, auch an der Ware Wohnung. Und die Ware Wohnung entsteht, vor allem in den Großstädten, in einer Masse, die vorher unvorstellbar erschien. Die Wohnung verliert in wenigen Jahrzehnten den letzten Rest von Eigenart und Lebensver-bundenheit. Gewiß bilden sich auch jetzt „Typen“ heraus, etwa der Grundriß mit dem „Berliner Zimmer“. Aber es sind nicht die Bewohner, die ihn ent-stehen lassen, die ihn wollen und schaffen. Im Gegenteil, es sind Spekulanten, die möglichst viel Wohnungen auf einem möglichst kleinen Grundstück „er-rechnen“. Diese Raumanordnung ist das Ergebnis einer volksfremden, kunst-fremden Ausklügelung. Hieraus kann niemals eine Kunst, ein Kunststil werden.

Damit es so weit kommen kann, muß mit den Menschen ein gewaltiger Wandel vor sich gegangen sein oder allmählich vor sich gehen. Es wird im Grunde ein Rätsel bleiben, wie in wenigen Jahrzehnten ein solcher Wandel möglich ist. Mit dem Dampf fängt es an. Es folgt die Elektrizität. Sie schaffen Verkehrsmittel, sie schaffen Maschinen. Die Maschinen ermöglichen die Großproduktion der Waren an *einer* Stelle. Die Verkehrsmittel ermöglichen die Zusammenballung der Menschen an *einer* Stelle. Nun gibt es an einer Stelle hundert Fabrikleiter gleicher Lage, tausend Angestellte gleicher Lage, hunderttausend Arbeiter gleicher Lage. So braucht man hundert, tausend, hunderttausend Wohnungen gleicher Art. Massenunterkunft, Wohnungsgroßproduktion, Schablone wer-den Trumpf; und andererseits: Massenverdienst, Grundstücksaußschlachtung, Ramschbauten. Der Mensch wird Masse, Maschine, Nummer. Schnell wie die Maschinen, schnell wie die Verkehrsmittel wird sein Leben. Er hastet von der Schlafstelle zur Arbeitsstelle; er hastet über Großstadtaspalt. Da wachsen Kinder heran, die kein Korn und kein Kalb, keinen Sturm und keinen Stern mehr kennen. Unter solchen Großstadtverhältnissen ist es gleichgültig, wo man wohnt; man zieht eben um; man wechselt ja auch seine Wäsche. Man denkt an Rainer Maria Rilke's Vers von der Großstadt:

„Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
In tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
Geängsteter denn eine Erstlingsherde;
Und draußen wacht und atmet Deine Erde,
Sie aber sind und wissen es nicht mehr.“

Und diese Entwicklung ist international, ist in allen Ländern fast die gleiche. Diese Entwicklung kommt eben nicht mehr aus den Menschen, aus dem Bestehenden und allmählich Aufgebauten. Sie kommt von außen, kommt von der Maschine her. Die Maschine aber ist überall mehr oder minder gleich. So geht auch dieser neue Weg über alle Länder, über alle Völker, über jedes Klima hinweg. Die Menschen verlieren viel von ihrer nationalen Eigentümlichkeit; besonders wenn sie daheim die Freiheit ihrer Eigenart mit dem Zwang der Maschine unverstanden verbinden. Man kann mit einem gewissen Widerspruch sagen: sie bewahren sie am besten im fremden Land. Nur aus der Verschmelzung mitgebrachter nationaler Grundzüge ist zum Beispiel die Werdung des amerikanischen Volkes möglich gewesen. – Es gibt Völker, die sich länger gegen die Wohnungsschablone wehren, die an ihren individuellen Wohngestaltungen länger festhalten. Aber allmählich kommen alle in die Haft der „Mietskasernen“. Die heutigen römischen Stockwerkshäuser sind denen anderer Länder durchaus ähnlich, übertreffen sie sogar noch an Massenhaftigkeit. Das gleiche gilt für die vielgeschossigen Wohnbauten in Oslo, Amsterdam oder Athen. Und doch muß nochmals betont werden: die Tatsache, daß nun überall und unter gleichen Voraussetzungen Mietskasernen entstehen, führt nicht zu einem baulich einheitlichen Stil.

Ein Baustil kann nur auf *einem* Boden, bei *einem* Volke, zumeist nur bei einem Stamm erwachsen, wie etwa der dorische Stil der Antike oder der toskanische Stil der Renaissance. Das schließt nicht aus, daß sich die gleiche geistige Bewegung anschließend auch in anderen Ländern der gleichen oder ähnlicher Bauformen bedient. Doch wandeln sich die Formen unter anderen Himmeln; man vergleiche etwa die deutsche Renaissance mit der italienischen. Die Bauart der Mietskaserne aber entspringt nicht einer geistigen Bewegung, sondern einer materiellen. Sie kommt an vielen Stellen zu gleicher Zeit aus denselben ort- und artfremden Gründen auf. So kann sie im besten Falle Schablone, niemals Stil werden. Freilich auch die Bauart der Mietskaserne zeigt den inneren Zusammenhang, das unlösbare Wechselspiel zwischen dem Menschen und seiner Behausung. Sie ist der Ausdruck jener Zeit, in der der Mensch stillos wird und sein Haus in diese Stilosigkeit hinabzieht.

Gewiß, es kommen bald Menschen, die das Übel erkennen und ihm steuern wollen. Zunächst erkennen die vom Geschick finanziell besser Gestellten, daß das Wohnen in einem noch so eleganten Groß-Mietshaus doch mancherlei Schatten-

seiten hat. Man strebt zur „Villa“; es entstehen rings um die Großstadt „Villenkolonien“. Aber wenn schon das Miethaus nicht zu einer Stilbildung führt, die Villengrundrisse sind vollends ein der Zeit entsprechendes Durcheinander. Ecken und Winkel, Vorsprünge und Rücksprünge, zu große Höhen und zu große Raumtiefen, zu große Wintergärten und zu kleine Sommerterrassen, Badezimmer ohne direktes Licht und Küchen im Keller, unbegehbar kleine Balkons und viel zu große Erker: das sind nur einige von den Wunderlichkeiten, an denen diese Villen leiden. Jeder Bauherr und jeder Architekt glaubt, eine Fülle neuer „Motive“ erfinden zu müssen. Man will „anders“ sein, auf jeden Fall. So entstehen die Villen um die Wende des 19. Jahrhunderts, die in ihrer Buntstreichigkeit und Kompliziertheit nichts Gleiches unter sich und nicht ihresgleichen in irgendeiner Zeit der Baugeschichte haben. Hinzu kommt – Welch ironische Unerfüllbarkeit – das krampfartige Suchen nach einem „Stil“. Dies Bemühen führt lediglich zu den Verzerrungen und Verrenkungen des sogenannten „Jugendstils“ und ähnlicher Torheiten. Man steht heute erstaunt vor der schrecklichen Wirrnis der Villen jener Zeit. Nichts ist zu spüren von der Wucht mittelalterlicher Bauten, von dem Prunk des Barock, von der Ruhe des „Biedermeier“. Die ganze Unausgeglichenheit jener Jahrzehnte spiegelt sich in diesen Vorstadtvillen. Man will etwas sein, weiß aber nicht recht was. Man will etwas leisten, weiß aber nicht recht wie. Die Wohnung wird zum Labyrinth einer eingebildeten Pracht. Eigentlich müssen alle diese Prachtbauten heute umgebaut werden, wenn sie auch nur einigermaßen normalen Wohnansprüchen genügen sollen; während doch die Wohnbauten früherer Jahrzehnte den heutigen Bedürfnissen noch für lange Zeit in etwa genügen. Und doch sind die Erbauer jener Villen oft die maßgebenden Leute Deutschlands, zum Beispiel Männer der Bismarckzeit. Sie sind doch gewiß nicht minderwertig, undeutsch, ziellos. Durchaus nicht; aber wie reimen sich diese Menschen und ihre Bauten zusammen? Es ist nicht leicht, sich gerade über diese Zeitverhältnisse ein gecktes Bild zu machen. Deutschland ist durch Bismarcks Tat geeinigt; die Tage von Sedan und Versailles werden gefeiert. Das geeinte Deutschland ist stark nach außen und erlebt im Innern einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Aber dieser Aufschwung übersteigert sich alsbald in sich. Es kommen die „Gründerjahre“ mit ihrer übertriebenen materiellen Einstellung. Der Drang zum Reichwerden wird zum Alleinprinzip, wird zum Fetisch. Und der Reichtum soll sich nicht etwa in stillem Wohlergehen auswirken; er muß sichtbar sein. Das wilhelminische Auftreten fördert diesen Zug noch besonders. Es wird viel und zielbewußt gearbeitet; nur aus der rastlosen Arbeit ist die Blüte der deutschen Industrie und des deutschen Handels jener Zeit zu erklären. Man arbeitet für sich, für seinen individuellen Wohlstand; der Gesamtheit dient man in Vereinen und Verbänden. So sind diese Menschen, und so sind ihre Wohnungen: fest, aus besten Werkstoffen, aufwendig, zur Außenschau und zum Zeigen be-

stimmt; dazu individualistisch bis zum äußersten. Diese Bauten, so typisch sie einzeln als Zeiterscheinungen sind, können niemals zu einem einheitlichen Typ werden.

Viel schneller als diese „besseren“ Bauten kommen die Werkssiedlungen oder ähnliche Bauvorhaben des damals anlaufenden Fürsorge-Wohnungsbaus aus diesem Wahn des Individualismus heraus. Auch bei den Kleinwohnungen war lange der krankhafte Gedanke maßgebend, als müßten die Häuschen kleine Villen sein, mit allerhand Ecken und Erkern, mit allerhand Zieraten und Zutaten. Auch bei den Kleinbauten ahmt man lange Stilformen vergangener Zeiten nach, etwa die Nürnberger Renaissance oder das schwäbische Barock. Aber schon vor dem ersten Weltkrieg greift man zu bescheideneren und aus der Aufgabe gegebenen Lösungen. Doch die Eigenart der Kleinwohnung als solche wird noch nicht erkannt. Es entstehen zwar Typen, aber Typen der Langweiligkeit und der Zweitrangigkeit. Der Begriff „Siedlung“ erhält gerade in dieser Zeit den Beigeschmack des Billigen und städtebaulich Zweitrangigen.

Erst nach dem ersten Weltkrieg beginnt Deutschland – und beginnen auch andere Länder – das große Ziel der Kleinwohnungen in ihrer innergesetzlichen Notwendigkeit, Sachlichkeit und städtebaulichen Zweckmäßigkeit richtig zu erkennen. Erst jetzt lernt man aus der Aufgabe heraus eine zweckentsprechende Gestaltung, eine bodenverbundene Bauweise und eine baustoffgerechte Konstruktion. Ausgangspunkt der Wohnungsgestaltung soll wieder der Mensch sein, seine äußere und innere Befriedigung. Bis dahin waren jahrzehntelang Spekulation oder in günstigen Fällen wohlwollende Fürsorge das leitende Motiv der Wohnungsbeschaffung gewesen. Die nach dem ersten Weltkrieg einsetzende Wohnungsfürsorge hat aber in rein menschlicher Hinsicht ihre Schattenseiten. Nur die wirkliche Eigensorge des Menschen wird die richtige Form und den richtigen Inhalt des Heims sichern. Fürsorge überspannt leicht ihre Forderungen und führt leicht zur Schablone. Immerhin wird in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen die öffentliche Mitwirkung im Kleinwohnungswesen Ausgangspunkt einer baulich einheitlichen Gestaltung. Der Begriff der Kleinwohnungen, sei es im Einzelhaus, im Doppelhaus oder im Reihenhaus, bildet sich heraus. Und diese Zeit erkennt auch, daß Klima, Landesgewohnheit, Beschäftigung der werktätigen Menschen äußerst verschieden sind und daß diese Verschiedenheit unbedingt in den Wohnformen ihren Ausdruck finden muß. Alles, was nur künstlich oder nur als Zierform erdacht, gewollt oder gar kommandiert ist, was umgekehrt nicht aus der natürlichen Lage und aus der Lebenshaltung der Menschen abgeleitet wird, stört die Harmonie.

Diese Entwicklung wird durch den zweiten Weltkrieg unterbrochen. Die furchtbaren Zerstörungen zahlreicher Städte und Ortschaften durch den Krieg erfordern in allerstärkstem Maße einen Aufbau, am dringendsten den Aufbau der nur beschädigten Wohnungen. Unter Not und Eile leidet die echte Weiterent-

wicklung unseres Wohnungswesens. Wir müssen in möglichst geringer Zeit etwa fünf Millionen Wohnungen wieder schaffen oder neu schaffen. Der papierene Streit der Meinungen tobt: Nur nicht das Alte wiederherstellen, sondern möglichst Neues schaffen. Die Grenze zwischen dem, was instand gesetzt werden kann oder nicht, wird äußerst verschieden beurteilt. Noch irren alle Formen und alle Ziele durcheinander. Es wird unendlich viel von Normierung und Typisierung gesprochen; aber praktisch nicht danach gehandelt. So notwendig auch eine Normung aller Einzelteile des Wohnungsbaus ist, so kritisch muß man der immer wieder propagierten Typisierung gegenüberstehen. Theoretiker des Wohnungsbaus, besonders soweit sie nicht Techniker sind, proklamieren, daß man sich auf zwei oder drei Wohnungstypen beschränken müsse; das würde nicht nur den Bau ungewöhnlich verbilligen, sondern auch eine einheitliche städtebauliche Gestaltung erleichtern. Auf der anderen Seite sagen die sachlich Bedenksamen, daß die Typisierung des Wohnungsbaus durchgeführt sein wird, wenn der Wiederaufbau Deutschlands beendet ist, das heißt also wohl in etwa 25–30 Jahren. Klima, Landschaft, Gewohnheiten, Beschäftigung, Baustoffe, Arbeitsart sind, wie schon dargelegt, so verschieden, daß man all diese Faktoren nur schwer auf wenige Typen konzentrieren kann. Vielleicht würde mit solcher Typisierung auch nicht viel erreicht. Die Baukosten *einer* Baustelle oder allenfalls innerhalb *einer* Stadt mögen sich durch Typen verbilligen. Aber man wird Betonbalken oder sonstige Bauteile schwererer Art nicht auf weitere Entfernung transportieren; man wird sie noch nicht einmal auf Vorrat herstellen, daß sie wie ein Verbrauchsgut auf Abruf bereitstehen. Der Betontechnik zum Beispiel ist es vollkommen gleichgültig, ob sie Balken von 4,30 Meter oder 4,40 Meter stampft. Und ähnlich ist es mit allen anderen Großbauteilen. Nur zur Vermeidung von Mißverständnissen sei nochmals betont, daß von diesen Darlegungen nicht die Normung der einzelnen Teile, wie Dachziegel, Dachfenster, Installationsartikel und so weiter und so weiter betroffen wird; diese sollen natürlich in weitestem Umfange genormt werden.

Aus der Fülle der Anschauungen und Anregungen über den Wohnungsbau scheinen sich einstweilen nur ganz wenige Begriffe herauszuschälen: Man erkennt, daß die Geschosse früher *zu hoch* angenommen sind; sie werden erheblich beschränkt. Geschoßmaße von 2,60 Meter etwa sind durchaus üblich und werden wohl beibehalten. Die Anordnung steiler Dächer verbietet sich zum Teil schon aus Holzmangel. Auch erkennt man immer deutlicher, daß der Einbau von Wohnungen in steile Dächer zwar im Augenblick ein wenig billiger sein mag als eine Vollgeschoßwohnung, daß aber die Unterhaltung solcher Dachwohnungen erheblich teurer wird auf die Dauer und daß damit die Anfangsverbilligung schnell aufgewogen wird. Ebenso scheint es klar zu sein, daß die Abmessungen der Fenster, besonders in ihren Höhen, übertrieben waren und daß nicht jeder Raum ein Glashaus zu sein braucht. Es macht sich sogar ein bestimmter Wider-

wille gegen dreiteilige oder mehrteilige Fenster bemerkbar, wobei wohl auch die Frage der Heizungskosten eine gewisse Rolle spielt. Ganz allgemein drückt sich in immer stärkerem Maße ein Streben nach einfachen, aus der Wohnform erzeugten Bauformen aus, die vielleicht in der Vermeidung jeder Einzelgestaltung, wie Erker, Giebel und dergleichen, und vielleicht auch in der Vermeidung jeder künstlerischen Zutat ein wenig *zu* weit geht. Aber das alles sind erst ganz bescheidene Anzeichen einer Richtung, die bisher trotz der beginnenden Fülle der Neubauten noch nicht zu einer bestimmten Form oder vollends zu einer einheitlichen Stilform führen. Die Unterordnung des Architekten unter einen Gemeinschaftswillen und unter einen Gesamtweg ist noch nicht erkennbar.

IV. AUSGESTALTUNG

Die Ausgestaltung der Wohnung weist am unmittelbarsten die Beziehungen zwischen dem Menschen und seinem Heim aus. Nach der Revolution des Jahres 1917 beziehen, wie schon oben erwähnt, die einfachsten Kreise der russischen Großstadtbevölkerung, vor allem in Moskau und Petersburg, die vornehmsten Wohnungen. Aber die Ausstattung dieser Quartiere paßt nicht zu den neuen „Mietern“. Möbel, Einbauten, Türen werden als Brennholz benutzt, bisweilen auch die Fenster. Die Wandstoffe und Gobelins werden zu Kleidern oder Wischtüchern verwendet. Mit den Badeeinrichtungen verstehen die meisten nicht umzugehen. Das Ergebnis ist, daß viele der Wohnungen in Jahresfrist völlig unbewohnbar werden. Die bauliche Gestaltung einer Wohnung muß zu den Menschen passen, die die Wohnung benutzen sollen, zu ihren Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten. Sie muß sich aber auch den örtlichen Verhältnissen anpassen. Hier haben Jahrtausende erwiesen, was praktisch ist für den Menschen unter bestimmten klimatischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen. Die dicken Mauern, die der Hitze wehren, oder die flachen Dachterrassen, die ein kühles Nachtlager sichern, sind notwendig für südländische Bauten. Dächer, die gegen Regen und Schneelast sichern, oder die niedrigen Fenster, die gegen Sturm schützen, sind notwendig für nordische Bauten. Umgekehrt sind Holztreppen und vor allem Holzfußböden ungeeignet für die Wohnungen heißer Zonen. Maßgebend hierfür ist nicht der Mangel an Holz, sondern die Forderungen der praktischen Benutzung. Bei dem oft großen Wassermangel ist der Feuerschutz wichtig. Der Fußboden muß ferner kühl sein. Vor allem aber darf er dem Ungeziefer jener warmen Gegenden keinen Unterschlupf bieten. Eine Wohnung in den Mittelmeerlandern mit einem fugenreichen Holzfußboden ist nicht auszudenken. Daß man auch dort ein engfugiges Parkett in Asphalt verlegen kann, ist sicher; doch ist das keine Massenausführung für den gesamten Wohnungsbau. – Aus den vorgenannten Gründen hat man auch von alters her